

fach nicht möglich gewesen. Freilich wird damit die Latte auch sehr hoch gelegt (was anspornend und abschreckend zugleich wirkt).

Die sorgfältige Arbeit von Redaktion und Verlag haben ein übriges getan, um dieses Buch auch ästhetisch in eine gehobene Kategorie zu führen. Der Blick schweift wohlgefällig über die sorgfältig gestalteten und sauber gedruckten Seiten, und man sagt sich zufrieden: ein äußerst wohlgeratenes Kind!

D-10178 Berlin
Bodestraße 1-3

Bernd Kluge
Staatliche Museen zu Berlin
Preußischer Kulturbesitz – Münzkabinett

GIORGIO AUSENDA (ed.), After Empire. Towards an Ethnology of Europe's Barbarians. Studies in Historical Archaeoethnology, Volume 1. The Boydell Press; Center for Interdisciplinary Research on Social Stress, San Marino 1995. GBP 39.50 (€ 56,32). Ohne ISBN. 317 Seiten, 11 Abbildungen und 3 Tabellen.

Der Band publiziert ein 1993 in San Marino von dem Ethnologen Giorgio Ausenda veranstaltetes Symposium, dem eine Reihe vergleichbarer Kolloquien folgen soll. In seiner Einleitung erläutert er das Vorhaben näher: Die frühmittelalterlichen Völker Europas sollen in interdisziplinärer Sicht betrachtet werden, wobei ihm die Integration ethnologischer Forschungsansätze besonders wichtig ist. Den einzelnen Beiträgen folgt jeweils ein redigiertes Protokoll der anschließenden, offenbar recht ausführlichen Diskussionen.

Der Herausgeber selbst beschäftigt sich mit der Frage nach dem Verwandtschaftssystem der frühmittelalterlichen Langobarden. Zunächst wird die grundlegende Studie von Alexander C. MURRAY, *Germanic Kinship Structure: Studies in Law and Society in Antiquity and the Early Middle Ages* (Toronto 1983) einer kritischen Revision unterzogen, die sich gegen ältere Forschungen für ein bilineales, d. h. Vater- und Mutterseite gleichermaßen berücksichtigendes, und auf das Ego bezogenes Verwandtschaftsverständnis bei den Germanen ausspricht. Ausenda wirft ihm eine subjektive Auswahl und häufig einseitige Interpretation der Quellen vor. Ausendas eigene Überlegungen setzen, scheinbar weit entfernt, bei einer Betrachtung des Begriffs ‚segmentary lineage‘ an, mit dem ein spezifisches, unter Hirtennomaden weit verbreitetes Verwandtschaftssystem bezeichnet wird. Etwas vereinfachend ist mit ‚lineage‘ eine Verwandtschaftsgruppe gemeint, die sich entlang der männlichen Linie in überlieferter Genealogie auf einen gemeinsamen, realen oder mythischen Vorfahren bezieht, wobei die Position des Individuums stets von diesem Vorfahren aus gedacht wird. ‚Segmentär‘ sind Lineagen, wenn Verzweigungen innerhalb dieser Linie, etwa durch mehrere Brüder, entstehen, so daß ein hierarchisches System mehrerer teilautonomer Verwandtschaftszweige gedacht wird. Sodann schildert Ausenda zusammenfassend Eigenheiten von rezenten oder subrezentem Hirtennomaden, d. h. ihr Sozialsystem, die typische Größe ihrer Verbände und ihre Wirtschaftsweise; besonders betont wird der fließende Übergang zur Sesshaftigkeit und der allenthalben zu beobachtende und meist beträchtliche Güterausaustausch mit ackerbautreibenden Nachbarn. Nach dieser Vorstudie widmet er sich den frühmittelalterlichen Langobarden, wo er zunächst die große Bedeutung des Viehs herausstellt, die sich an Schriftquellen in Relikten noch erkennen läßt. So rückt er die Langobarden in die Nähe der zuvor geschilderten Hirtennomaden und weist auf weitere vergleichbare Merkmale hin. Anschließend sichtet er die Schriftquellen im Hinblick auf die Frage des Verwandtschaftssystems und kommt zu dem Schluß, daß der überlieferte Begriff *fara* einen gemeinsam siedelnden und agierenden Verwandtschaftsverband im Sinne einer patrilokalen Lineage meint. – In der anschließenden Diskussion werden vielerlei Details dieses weitgespannten Bogens hinterfragt. Vor allem betont D. Turton, daß das

Konzept der segmentären Lineage den betreffenden Völkern zumeist als ein sehr theoretisches mentales Konstrukt diene, während sich die real gemeinsam agierenden Gruppen oft nach anderen Prinzipien konstituieren.

Der Beitrag des Archäologen Julian D. Richards gilt dem angelsächsischen England. Für den interdisziplinären Kreis offenbar als Einführung gedacht, weist er zunächst auf die besondere Art der archäologischen Quellen hin und entwickelt einen knappen Überblick über spezifische archäologische Deutungsansätze: die kulturgeschichtliche Archäologie, den Funktionalismus (Prozessualismus) und den Post-Prozessualismus. Anschließend stellt er die angelsächsischen Bestattungssitten vor, geht auf die typische Leichenverbrennung und die Urnenbestattung ein und konzentriert sich dann auf seine Untersuchungen zu den Urnen. Die handgeformte Keramik der Angelsachsen ist oft verziert, wobei sich auf statistischer Basis Abhängigkeiten zwischen Alter und Geschlecht des Bestatteten und der Größe oder Verzierung der Urne beobachten lassen. Mit diesen Skizzen zeigt er, daß die frühmittelalterliche Archäologie mit ihrer möglichen Kombination von Schriftquellen und Bodenfunden über besondere Chancen verfügt, die innerhalb der Archäologie auch zu exemplarischen Studien verpflichten. In der nach dem Niedergang des römischen Reiches in vielfältigen Wandlungen und Umbrüchen befindlichen Gesellschaft bestand ein großer Bedarf nach Ausdruck und Bestätigung sozialer Rollen und Funktionen, und in diesem Wettbewerb dient auch die Bestattung der Toten und ihre Ausstattung mit Beigaben der Konstituierung und Bestätigung sozialer Wirklichkeit. – Die Diskussion knüpfte an verschiedene Themenfelder an und verlief recht heterogen. Insgesamt macht sie jedoch eindrücklich deutlich, wie viele der von einem Archäologen derzeit verwendeten Begriffe und Modelle unmittelbar außerhalb des eigenen Faches Irritationen aufwerfen und dort mit komplexen und kontroversen Diskussionen verknüpft werden.

Der Archäologe John Hines verfolgt in seinem Beitrag über kulturellen Wandel und soziale Organisation im frühmittelalterlichen England zunächst das Problem der Ethnizität. Während die gängigen Ansätze Ethnizität mehr mit dem Wettbewerb zwischen verschiedenen Ethnien verknüpfen, möchte Hines stärker auf die gruppeninterne Identitätsstiftung hinweisen, die notwendig sei, um eine von der Einwanderungssituation her heterogene und zudem vielfach anderweitig gegliederte Gesellschaft (Geschlecht, Alter, soziale Statusgruppen) zusammenzuhalten. Hines bedauert das Fehlen einer ausgereiften Theorie zur Verknüpfung von Ethnien mit dem archäologischen Sachgut, die eine Unterscheidung von Lokalgruppen, Ethnien und übergreifender Kultur ermögliche. Doch am Ende der Völkerwanderungszeit können in England ab dem frühen 6. Jahrhundert, vorwiegend anhand der Frauentracht, genau jene Angeln, Sachsen und die kentische Gruppe archäologisch unterschieden werden, die Beda Venerabilis später als Ethnien in England nennt. Gegenüber diesen archäologisch schon früh greifbaren ‚Kulturen‘ oder Ethnien erwähnen Schriftzeugnisse für das späte 6. und frühe 7. Jahrhundert viele schwer taxierbare *-inga*-Gruppen, in denen wohl aufstrebende und um Dominanz konkurrierende Elite-Familien zu sehen sind. Später im 7. Jahrhundert zeugt die schriftliche Überlieferung vor allem von den (Klein-) Königtümern, die zwar gelegentlich auch auf Angeln und Sachsen als übergeordnete Ethnien bezogen werden, aber vorwiegend als selbständige politische Einheiten agieren. So laufen verschiedene Prozesse parallel und offenbar zunächst unabhängig voneinander: die archäologisch und auch über Schriftquellen greifbare Formierung und Territorialisierung von umfassenderen ethnischen Identitäten und daneben die im archäologischen Sachgut kaum faßbare politische Organisation zunächst in *-inga*-Gruppen (‚Clans‘), dann zu (Klein-) Königtümern. – Die Diskussion regt an, auch Aspekte der Ökonomie und Technologie in dieses Bild zu integrieren, vor allem aber auch Fragen der Religion. Gemeinsam wurde ein Bild skizziert, bei dem die von Hines vorgestellten Kulturen oder Ethnien als Bereiche eines notwendigen, gemeinsamen Zeichensystems und allgemein akzeptierten Spielfeldes dienen, auf dem die sozialen Auseinandersetzungen und konkurrierenden politischen Formierungen stattfinden.

Der Beitrag des Ethnologen David Turton wird, ähnlich wie zuvor bei J. D. Richards für die Archäologie, mit einer knappen Forschungsgeschichte der Ethnologie eingeleitet, wobei er sich auf das Verhältnis der Ethnologie zur Geschichte konzentriert. Grundlage seiner anschließenden Studie sind seine rezenten Feldforschungen bei den Mursi, einem etwa 5000 Menschen umfassenden Volk im Südwesten von Äthiopien. Hier wird die Existenz und Konstruktion von sozialen Altersklassen geschildert und in ihren kulturellen Kontext gestellt. Die Organisation der Gesellschaft in Altersklassen ist bei ostafrikanischen Hirten weithin üblich und nur lose an das biologische Alter der Individuen geknüpft. Bei den Mursi waren vor dem hier geschilderten Ereignis im Jahre 1991 zum letzten Mal 1961 junge Männer in die Altersklasse der Erwachsenen aufgenommen worden, so daß inzwischen durchaus auch verheiratete Väter im biologischen Alter von bis zu 45 Jahren noch als sozial nichterwachsen galten – eine Divergenz, die allerdings auch den Mursi selbst als ungewöhnlich galt. Der Frage nach der Entstehung dieser Divergenz und nach den Motiven, sie ausgerechnet nun durch die rituelle Konstituierung einer neuen Altersklasse von Erwachsenen zu bereinigen, führt Turton zu seiner These, daß die Altersklassen Teil einer männlichen Ritualisierung kriegerischer Gewalt sind. Die 1991 unternommene Zeremonie stand in engem Kontext mit der geplanten Rückeroberung eines lange zuvor verlorenen Siedlungsgebietes. Eine direkte Anwendung dieser Geschichte auf das Frühmittelalter will Turton nicht evozieren. Er sieht sie vielmehr als Beispiel des möglichen Beitrags der heutigen Ethnologie: die Forscher für die Relativität der Standpunkte zu sensibilisieren, indem sie überraschend Fremdes als von anderen gelebte Möglichkeit zeigt und dabei zugleich die eigenen kulturellen Konstrukte aufdeckt. – In der Diskussion schildert Turton die soziale Bedeutung der Altersklassen bei den Mursi genauer. Fragen nach ihrer Geschichte decken ein Muster auf, das den Forschungen von R. Wenskus über die Ethnogenesen bei den Germanen nahekommt; auch bei den Mursi spielt eine Wanderungslegende eine große Rolle, auch bei ihnen zeichnet sich ein mögliches Verschwinden als Ethnos ab, ohne daß die Menschen aussterben, einfach indem das soziale Konstrukt des Ethnos Mursi aufgegeben wird.

Der Historiker Ross Balzaretto beschäftigt sich mit der Wirtschaftsgeschichte des frühen Mittelalters. Das allgemein akzeptierte Bild sei sicherlich sehr schematisch und daher zu hinterfragen: einer weitgehend als statisch empfundenen Merowingerzeit stehe das 9. Jahrhundert als Zeit einer großen ökonomischen Dynamik gegenüber. Genauerem Einblick geben nach Balzaretto vor allem regional orientierte und auf vielfältigen Quellen gründende Studien, weshalb er mit der Po-Ebene ein begrenztes Forschungsfeld auswählt, in dem er interdisziplinär neben den Schriftquellen auch möglichst umfassend andere Zeugnisse wie etwa numismatische und archäologische Quellen einbezieht. Die Spätantike mit ihrer auf Städten und Steuern beruhenden Wirtschaft sei bis etwa 400 n. Chr. gut faßbar, ebenso vor allem dank der klösterlichen Urkunden die Wirtschaft im Mittelalter ab etwa 800 n. Chr. Für die dazwischen liegende Zeit stehen nur spärliche Quellen zur Verfügung; sie deuten an, daß zumindest bis in die Zeit der Goten die spätantiken Bedingungen fort dauern, während in langobardischer Zeit ein deutlicherer Niedergang der Städte und einer stadtorientierten Wirtschaft greifbar wird. Selbstkritisch gegen dieses Bild wendet er jedoch ein, daß auch eine Wirtschaft, die vermutlich mehr auf lokalen Märkten beruht und in der Tauschhandel, Geschenkgaben oder Raub an die Stelle von Geldwirtschaft treten, eine gut funktionierende Wirtschaft sein kann. Zudem müsse geprüft werden, ob die veränderte Quellenlage im frühen Mittelalter einen tatsächlichen Rückgang der wirtschaftlichen Aktivitäten nachzeichne oder nicht eher lediglich einen Rückgang des ökonomischen Interesses der Zeitgenossen widerspiegle. – In der Diskussion werden ähnliche Beobachtungen aus anderen Regionen skizziert und auf die erkennbar große Bedeutung der ländlichen Wirtschaft in der Merowingerzeit hingewiesen, wofür etwa in Gallien auch Testamente als recht konkrete Quellen zur Verfügung stehen. Aus ethnologischer Sicht werden Begriffsklärungen eingebracht und Anregungen, die sich aus der Kenntnis einfacher Wirtschaften ergeben.

Der Beitrag des Philologen Dennis H. Green ist eine Vorschau auf eine in Arbeit befindliche größere Studie, in der er anhand sprachlicher Zeugnisse die Begegnung von Romanen, Germanen und Christentum nachzeichnen möchte (inzwischen publiziert: D. H. GREEN, *Medieval listening and reading: the primary reception of German literature, 800–1300* [Cambridge 1995]). Als Forschungsansätze stehen seiner Disziplin Lehnwortstudien, Etymologie und Semantik zur Verfügung. Die genannten drei Felder werden an instruktiven Beispielen vorgeführt, wobei die Lehnwortstudien offenbar zu den griffigsten Ergebnissen führen. In der Diskussion wird die Verknüpfung von Sprachzeugnissen mit Realien, d. h. archäologischen Überlieferungen, erneut problematisiert und die Frage der Datierung der Sprachreste näher beleuchtet.

Der Archäologe Sven Schütte skizziert die erst in jüngster Zeit erarbeitete veränderte Sicht des merowingerzeitlichen Köln, die sich gegen ältere Thesen einer ärmlichen Ruinenkontinuität wendet. Neue Ausgrabungen und neue Bewertungen alter Grabungen lassen erkennen, daß die römischen Gebäude und Straßen bis ins 9./10. Jahrhundert hinein genutzt, teilweise auch erneuert wurden. Die römische Stadt bleibt offenbar lange Zeit als zentraler Ort intakt und hatte schon in der Merowingerzeit hohe Bedeutung für den Rheinhandel. Allerdings sei es nun um so drängender, neben der Erforschung der Stadt auch das Hinterland stärker zu berücksichtigen, da letztlich unklar sei, wie Köln im Frühmittelalter ernährt worden sei. – In der Diskussion wird Schütte durch Nachfragen veranlaßt, viele Details ausführlicher zu erläutern. Enge Kontakte zu Handelsstädten im Norden, später besonders gut greifbar zu Ribe, müssen schon früh eingesetzt haben, denn neuerdings liegen Belege für den Import von Stockfisch schon im ausgehenden 6. Jahrhundert vor. Es bleibt zu hoffen, daß die von Schütte so engagiert wiederbelebte Stadtarchäologie in Köln diese wichtigen Studien fortführen kann.

Der Beitrag des Historikers David N. Dumville beschäftigt sich mit dem nachantiken Britannien, und zwar auf der Grundlage der Schrift ‚Über den Untergang Britanniens‘ des romanischen Briten GILDAS aus der Mitte des 6. Jahrhunderts, den er von kontinentalen Historikern als zu wenig wahrgenommen empfindet. In detaillierter Textanalyse versucht er, die spezifische Sicht der christlich und romanisch geprägten Briten unter der Herrschaft der einwandernden Sachsen zu fassen. Gildas detaillierte Klagen über die mangelnde Moral der britischen *reges* und der Priesterschaft ermöglicht tiefe Einblicke in seine ethischen Vorstellungen. – In der Diskussion wird dieser sehr quellennahe Beitrag um wichtige Aspekte ergänzt; vor allem wird auf vergleichbare Texte und Situationen in Gallien und Spanien hingewiesen.

Der Archäologe Morten Axboe trägt in seinem weitgespannten Beitrag eine Fülle neuerer Ergebnisse der dänischen Archäologie zur Genese des dänischen Staates zusammen. Die Schriftquellen für das 5. bis 8. Jahrhundert sind dürftig, doch immerhin überliefert GREGOR VON TOURS (Hist. III 3) für den Anfang des 6. Jahrhunderts einen dänischen *rex* Chlochilaich. Neue Einsichten ergibt nach Axboe vor allem die Fülle nunmehr dendrochronologisch datierbarer Befestigungen, die auf größere, organisierte Aktivitäten schließen lassen. Dabei fällt eine erste zeitliche Massierung, u. a. auch die Gründung von Ribe, in das frühe 8. Jahrhundert. Anschließend werden die aktuellen Erkenntnisse zur stärkeren sozialen Stratifizierung seit der vorrömischen Eisenzeit referiert und die Grabungen an sozial herausragenden Plätzen zusammengestellt, wie etwa in Gudme (Fünen), Sorte Muld (Bornholm) und Alt-Lejre (Seeland). In diesem Kontext werden die oft auf Wodan bezogenen Goldbrakteaten als zeitgenössisches Instrument der Elite zur Herstellung genealogischer Verknüpfungen mit einer göttlichen Abstammung gesehen. In der konkreten Deutung seiner Zusammenschau bleibt Axboe vorsichtig: Die Existenz eines geeinten dänischen Königtums sei im frühen 8. Jahrhundert wahrscheinlich; das völkerwanderungszeitliche Reichtumszentrum auf Fünen sei sicherlich ein bedeutendes Zeugnis von Entwicklungen in diese Richtung, doch läßt Axboe eine konkrete Zuschreibung der vorkarolingischen Befunde offen. – Neben konkreten Sachfragen

wird in der Diskussion vor allem auf die innere Problematik solcher Bilder hingewiesen: Sie neigen dazu, in nationaler Sicht die Geschichte sehr linear vom bekannten Ergebnis her zu betrachten. Daher wird angeregt, stärker vergleichend zu argumentieren und die Möglichkeit auch von Retardierungen zu bedenken. Es brauche konkrete Modelle, an denen der Stand der sozialen Entwicklung gemessen werden könne.

Der Historiker Ian N. Wood versucht eine Religionsgeschichte der germanischen Stämme zu skizzieren. Abseits der Spärlichkeit der Schriftquellen ist ihre spezifische Sicht eine Herausforderung: Nahezu alle Zeugnisse stammen von christlichen Autoren, stehen meist im Zusammenhang von Missionsbemühungen und sind daher in hohem Maße tendenziös. Systematisch sichtet Wood die Quellen zu Einzelaspekten der Religion; er beleuchtet die Frage nach Tempeln, Götterbildern, Priestern, Festen sowie Tier- und Menschenopfern. An wenigen Belegen kann gezeigt werden, daß es auch aus der Sicht einer heidnischen Religion einen Aberglauben gegeben hat. Es ist ein zentrales Anliegen von Wood, die zeitliche und räumliche Variabilität der germanischen Religionen aufzuzeigen, was großzügige Interpolationen etwa zwischen den Schilderungen von Tacitus und den anglo-irischen Heiligenviten verbietet. – Die lebendige und ausführliche Diskussion versucht, vor allem die von Wood untersuchten Kategorien und Begriffe weiter zu präzisieren, wobei der Begriff Heidentum im Zentrum steht. Neben wichtigen Ergänzungen aus philologischer und historischer Sicht erweisen sich die Beiträge der Ethnologie als nützlich, die auf manchen unbewußten Eurozentrismus aufmerksam macht.

Es folgt das Protokoll der Schlußdiskussion, die die durchweg positiven Erfahrungen der Teilnehmer mit dem Symposium und dem verfolgten Ansatz bilanziert. Der interdisziplinäre Ansatz wird begrüßt, jeder hat für sich unerwartete Informationen und neue Fragen mitgenommen. Vor allem die zunächst überraschende Integration der Ethnologie wird begrüßt, da sie nützliche Vergleichsfälle bereithält und zugleich immer wieder vor unbewußten Eurozentrismen bewahrt. Etwas lang geraten ist die folgende Diskussion über die Namengebung des Vorhabens, aus der schlußendlich der Begriff *historical archaeoethnology* hervorgeht.

Die Heterogenität der vertretenen Wissenschaften, teilweise auch der unterschiedlichen Ansätze innerhalb der Disziplinen, schafft ungewöhnliche Perspektiven und veranlaßt, den im eigenen Fach gewohnten Kanon von Fragen zu verlassen. Die Diskussionen legen manchmal überraschend offen, daß im eigenen Milieu übliche Begriffe und Vorstellungen im fremden Fach mit ungewollten Implikationen und komplexen Diskussionen verbunden sind. Aus prähistorischer Sicht mag Interdisziplinarität und die Integration der Ethnologie als selbstverständlich gelten, auch der Stand der dortigen theoretischen Diskussion dürfte in Grundzügen bekannt sein. Für die Erforschung des frühen Mittelalters jedoch ist dies ein nur selten begangener Weg. Insbesondere die protokollierten Diskussionen lassen deutlich erkennen, wie fremd zunächst Historiker und Ethnologen einander empfanden. Doch die Merowingerzeit ist eben keine ‚Archäologie eines lebendigen Volkes‘, sondern vom heutigen Wissenschaftler aus gesehen nicht minder fern als rezente afrikanische Kulturen; dort entwickelte Forschungsansätze können ebenso fruchtbar sein wie die der Ethnologie eigene Sensibilität für ungewollte Eurozentrismen. Andererseits bietet gerade die Vielfalt der Disziplinen, die sich in der Beschäftigung mit dem frühen Mittelalter begegnen können, einen besonderen Reiz und modellhafte Forschungsmöglichkeiten. Daran energisch zu erinnern und zu eigenen Forschungen anzuregen, ist ein wesentliches Verdienst dieses Buches und des Programmes einer *historical archaeoethnology*.

D-37073 Göttingen
Nikolausberger Weg 15

Frank Siegmund
Georg-August-Universität
Seminar für Ur- und Frühgeschichte